

Medien

PRESSEFREIHEIT

Gezielter Verrat

Seit zwei Wochen wird in Moskau über den Mord an der Enthüllungsjournalistin Anna Politkowskaja verhandelt. Doch weder der Killer noch die Hintermänner stehen vor Gericht – der Staat müht sich nach Kräften, die Aufklärung des Falls zu verhindern.

Sie hatte die linke Hand gehoben, um den Fahrstuhlknopf für den siebten Stock zu drücken, als der Mörder ihr mit einer umgebauten Gaspistole in die Schläfe schoss. Es war ein wolkenverhangener Samstag, als Anna Politkowskaja, 48, starb, es war der 7. Oktober 2006.

Der Unbekannte hatte ihr in ihrem Haus in der „Lessnaja uliza“ im Zentrum Moskaus aufgelauert. Als sie stürzte, feuerte er in den Hals, in die Brust, in die Hüfte. „Dann geht der Angreifer noch näher heran und gibt einen Schuss ab, der eine Steckschuss-Verletzung im Bereich des Scheitels verursacht“, so steht es in Band 19 der Prozessakten.

Der „Kontrollschuss“ eines professionellen Killers.

Kriminalexperten und Gerichtsmodiziner haben den Tathergang rekonstruiert, den Einschlagswinkel der fünf Kugeln berechnet und Überwachungskameras ausgewertet. Sie haben ihre Erkenntnisse auf 10.000 Seiten zusammengefasst, das Material füllt 47 Bände.

Seit dem 18. November wird der Mordfall Politkowskaja vor dem Moskauer Kreismilitärgericht verhandelt. Auf der Anklagebank, in einen Eisenkäfig gesperrt, sitzen: der ehemalige Polizist Sergej Chadshikurbanow, der Geheimdienstler Pawel Rjagusow sowie die tschetschenischen Brüder Dschabrail und Ibragim Machmudow. Der Fünfte im Bunde, der Russlands bekannteste Enthüllungsjournalistin erschos-

sen haben soll, ist auf der Flucht: Rustam, der älteste der Machmudow-Brüder.

Davon einmal abgesehen, schien alles bestens vorbereitet zu sein für den Prozess in Sachen Politkowskaja. Es schien möglich, dass wenigstens einer der über 40 Journalistenmorde aufgeklärt wird, die Russland in den letzten Jahren erschütterten. Oder wird auch dieser Prozess zur juristischen Farce?

Die ersten Verhandlungstage lassen das befürchten. Zuerst schloss der Vorsitzende Richter die Öffentlichkeit aus – mit der Begründung, die Geschworenen hätten es so gewollt. Die widersprachen, nicht sie seien dafür gewesen, worauf die Generalstaatsanwaltschaft die Abberufung des Richters verlangte. Der aber blieb im Amt.

Kein guter Auftakt für einen Prozess, der in der ganzen Welt aufmerksam verfolgt werden wird – weil der Name Politkowskaja zum Symbol für Russlands bedrohte Presse geworden ist, für den Mangel an Rechtsstaatlichkeit, für grassierende Gewalt und staatliche Willkür. Der Fall ist auch ein Test für Präsident Dmitrij Medwedew, der immer wieder den Kampf gegen den „Rechtsnihilismus“ beschwört.

„Das Wort Rechtsstaat darf man in Russland nur mit Anführungszeichen benutzen“, sagt Anna Stawizkaja, 36, eine zierliche Frau mit pechschwarzen Haaren: „Es gibt keinen Richter, der in einem Fall dieser Bedeutung selbständig entscheiden darf.“

Stawizkaja ist die Anwältin der Hinterbliebenen, sie sitzt in einem Café unweit



Verhandlung im Politkowskaja-Prozess, Ausgabe

des Gerichts, es heißt „Jean Jacques“. „Die Öffentlichkeit im Prozess wieder herzustellen – das war ein Teilsieg“, sagt sie. „Mit den Ermittlungen aber sind wir keinesfalls zufrieden. Motiv, Auftraggeber und Hintermänner sind unbekannt. Der Killer läuft noch frei herum.“

Wer gab den Auftrag, Anna Politkowskaja zu ermorden? Es gibt Verdächtige, aber das sind Leute, mit denen sich kaum jemand anlegen möchte: Boris Beresowski etwa, der im Londoner Exil lebende Ex-Oligarch, und Ramsan Kadyrow, Tschetscheniens Präsident. Dazu Leute aus dem Geheimdienst und von der Polizei.

„Ich habe keine Angst, auf mich wird kein Druck ausgeübt“, beteuert Stawizkaja, während sie mit schwarzem Kugelschreiber Figuren auf die Papierdecke malt. Ihr Vorgänger Boris Kusnezow, der erste Anwalt, den die Politkowskaja-Familie nahm, flüchtete nach Amerika.



Politkowskaja-Kinder



Anlizismus dalam



Monika Liontin, Nauli, Pasaribu, FIB UI, 2009



der „Nowaja gaseta“ vom 9. Oktober 2006: Die Suche nach den Schuldigen „regelrecht hintertrieben“

„Die Ermittlungen wurden bewusst torpediert“, sagt Ilja Politkowski, der Sohn der Journalistin, dazu habe sich der Staat der Kreml-nahen Boulevardpresse bedient. Die habe so getan, als bringe sie Licht in diesen Mord. Tatsächlich aber betrieb sie das Gegenteil: Verdunkelung.

Schon Ende März wollte die „Komsomolskaja prawda“, ansonsten kein Flaggschiff des investigativen Journalismus, aus „inoffiziellen Quellen“ den Namen des mutmaßlichen Mörders erfahren haben: Rustam Machmudow. Die Veröffentlichung seines Namens kam einer Aufforderung an den Kriminellen gleich, nun gänzlich abzutauchen. Machmudow wird seit über zehn Jahren gesucht, er lebte lange Zeit unbehelligt in Moskau.

Das Massenblatt „Twoi djen“ („Dein Tag“) hatte ebenfalls regelmäßig „sensationelle Neuigkeiten“ gedruckt, darunter angebliche Beweise, dass Anna Politkowskaja absichtlich am Geburtstag Wladimir Putins getötet worden sei – das zielte auf Beresowski, jenen Magnaten, der vor neun Jahren half, Putin als Nachfolger von Boris Jelzin zu installieren, der dann aber zu dessen Erzfeind wurde, weil Putin ihn im Jahr 2000 ins Exil drängte.

Beresowski habe Politkowskaja für kritische Tschetschenien-Berichte bezahlt, um auf diese Weise Russland im Westen zu diskreditieren, behauptete „Twoi djen“. Als sich die Lage am Kaukasus gebessert habe, sei die Journalistin ohne Wert gewesen. „Zu Schanden gerittene Pferde erschießt man eben“, schrieb die Zeitung und diffamierte Politkowskaja damit als Erfüllungsgehilfin einer antisowjetischen Ver-

schwörung. Auf ihre Kinder Wera und Ilja wirkte dies, als würde ihre Mutter „nun ein zweites Mal umgebracht“.

Putin selbst hatte diese These in Umlauf gebracht: Landesflüchtige hätten die Absicht gehabt, „jemanden zu opfern“, um Russland und ihn zu beschädigen, sagte er nach dem Mord. Großunternehmer Alexander Lebedew, der mit Ex-Sowjetpräsident Michail Gorbatschow Eigentümer von Politkowskajas Hauszeitung „Nowaja gaseta“ ist, warnte gegenüber dem SPIEGEL: „Natürlich darf auch unser Präsident seine Meinung haben. Ich hoffe nur, dass sie nicht zum Leitfaden der Ermittler wird.“

Aber so ist es gekommen. Um eine Beteiligung Beresowskis nachzuweisen, seien „von den Ermittlern gewaltige Ressourcen und Anstrengungen vergeudet worden, ohne dass es nur den geringsten Beweis dafür gibt“, sagt Sergej Sokolow, der stellvertretende Chefredakteur der „Nowaja gaseta“. Er leitet die Recherchen, die die Zeitung selbst in diesem Mordfall führt.

Wer aber zog wirklich die Fäden? Regierungskritische Journalisten wie auch einige Moskauer Ermittler nennen vor allem Ramsan Kadyrow. Politkowskaja hatte den für seine Brutalität bekannten Präsidenten der Teilrepublik Tschetschenien als einen „bis an die Zähne bewaffneten Feigling“ bezeichnet – nach kaukasischem Ehrenkodex eine unverzeihliche Beleidigung.

Immer wieder hatte sie faktenreich nachgewiesen, dass sich Kadyrows Milizen als Folterknechte und Killer betätigten. „Ich träume davon, dass er auf einer Anklagebank sitzt“, sagte sie zwei Tage vor ihrer Ermordung. Politkowskaja habe nicht

Menschliches“ an sich gehabt, revanchierte sich Kadyrow später in einem Interview mit dem Sender France 2, sie sei „wie ein Roboter“ gewesen.

Offensichtlich hat Kadyrow die Journalistin gehasst, sie war die schärfste Kritikerin seines Regimes. Politkowskaja hatte der Welt gezeigt, dass die fragile Stabilität Tschetscheniens mit Todesschwadronen erkaufte worden ist. Kadyrow also hatte ein Motiv; als Protegé Putins konnte er vor russischen Ermittlern sicher sein. In einer Eingabe an das Gericht wiesen die Anwälte der Politkowskaja-Familie darauf hin, Kadyrow selbst habe „mehrfach erklärt, dass er den Auftraggeber kenne“. Dennoch wurde Putins Statthalter nie vernommen.

Vorige Woche machte die Nachricht die Runde, in der Anklageschrift sei ein russischer Politiker als Auftraggeber des Mordes vermerkt. Sie stammte von Murad Mussajew, dem erst 25-jährigen Verteidiger Dschabrail Machmudows. Doch der tschetschenische Jurist, vom SPIEGEL befragt, vermochte keinen Namen zu nennen.

In Politkowskajas früherem Büro, im zweiten Stock des Redaktionsgebäudes der „Nowaja gaseta“, stehen die Bücher im Regal noch so wie früher, darunter Werke über den sowjetischen Geheimdienst KGB und über „Macht und Mafia“ in Russland.

Vize-Chefredakteur Sokolow formuliert vorsichtig: „Die Auftraggeber des Mordes an Anna Politkowskaja sind Leute, die mit politischen Machtstrukturen in Moskau verbunden sind, es fragt sich nur, auf welcher Ebene.“ Daher seien die Ermittlungen „von Anfang an auf versteckten Widerstand gestoßen“. Mitarbeiter des Inlands-

geheimdienstes FSB und des Innenministeriums hätten die Suche nach den Schuldigen „regelrecht hintertrieben“.

Tatsächlich hatte der Oberleutnant des FSB Pawel Rjagusow gestanden, dass er den Beschuldigten die Adresse der Journalistin verschafft hatte. Dass er dennoch nicht in Sachen Polikowskaja angeklagt ist, sondern wegen Geiselnahme und Erpressung eines Geschäftsmannes, hält Sokolow für eine „politische Entscheidung“ – der Geheimdienst solle vor peinlichen Bloßstellungen geschützt werden.

Rjagusow war keineswegs eine kleine Nummer, sondern Mitglied einer Spezialabteilung. Das hatten zwei Reporter der „Nowaja gaseta“ jüngst enthüllt: Andrej Soldatow und Irina Borogan. Es sei unwahrscheinlich, schrieben die beiden, dass dem FSB, der Polikowskaja stets abgehört und beschattet habe, nicht aufgefallen sei, wie sie dann auch von anderen Leuten verfolgt worden sei – den späteren Mördern.

Die beiden Reporter wurden fünf Wochen nach Veröffentlichung ihres Artikels entlassen. Eine durch die Finanzkrise erzwungene Sparmaßnahme, beteuert Sokolow. Sie kann aber auch ein Zeichen dafür sein, dass selbst die regierungskritische „Nowaja gaseta“ an die Grenze ihrer Möglichkeiten stößt.

Sicher sind sich die Ermittler, dass eine Spur vom Geheimdienstler Rjagusow zu Sergej Chadschikurbanow führt, jenem Major des Innenministeriums, der die Mörder angeheuert haben soll. Das würde bedeuten, dass Teile der russischen Rechtsschutzorgane tatsächlich eng mit der organisierten Kriminalität verflochten sind.

Dass der Staat solche kriminellen Verästelungen nicht bloßlegen will, liegt nahe. Vielleicht ist so auch die ungewöhnliche Eile des Gerichts zu erklären: Es verhandelt nunmehr täglich, Ende Dezember soll der Fall Polikowskaja abgeschlossen sein.

Nie seien Politiker von Rang bei Journalistenmorden auch nur als Zeugen vernommen worden, klagt der Presserechter Alexej Simonow. Dabei habe die Faktenslage oft sogar für eine Anklage gereicht – etwa beim früheren Verteidigungsminister Pawel Gratschow. Der, so Simonow, habe 1994 den Enthüllungsreporter Dmitrij Cholodow mit einer Bombe beseitigen lassen – wegen dessen Artikel über Korruption in seinem Ministerium. Die Mordverdächtigen wurden damals freigesprochen. Das Verfahren führte Jewgenij Subow, jener Militärrichter, der jetzt den Vorsitz in der Mordsache Polikowskaja führt.

Anwältin Anna Stawizkaja will trotzdem die Hoffnung nicht aufgeben, „dass diejenigen zur Rechenschaft gezogen werden, die den Mord an Polikowskaja bestellt haben“. Für den Fall, dass es anders ausgeht, hat sie Vorsorge getroffen: Sie hat Klage beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg eingereicht.

UWE KLUSMANN, MATTHIAS SCHEFF

TV-STARS

Männer ohne Eigenschaften

Sie heißen Jörg Pilawa, Oliver Geissen und Kai Pflaume. Sie sind die Allzweckwaffen ihrer Sender und moderieren oft Hunderte von Shows jedes Jahr. Markus Lanz ist das neueste Gesicht einer Moderatorenriege, der nur eines zum Verhängnis werden kann: eigene Omnipräsenz.

Er sitzt in der Falle, und irgendwie weiß er das auch. Markus Lanz, 39, seit ein paar Monaten ZDF-Moderator, kann gerade noch zuschauen, wie sich über ihm die Schublade schließt, in die man ihn steckt. In den nächsten Jahren könnte er da drin hocken, erfolgreich sein und viel Geld verdienen. Er muss nur nett sein. Harmlos. Glatt. Gutaussehend. Langweilig.

Willkommen in der Beckmannkernerpilawageissenpflaumeschreyl-Schublade. In ihr wird ein TV-Moderatoren-Typus gelagert, der Hunderte Sendungen pro Jahr bestreiten kann – von der Gala bis zur Talkshow und vom Quiz bis zum Jahresrückblick. Es ist ein Typus, der permanent auf Sendung und dauernd beschäftigt ist, omnipräsent, ohne groß aufzufallen.

„Wären sie Bäume, man dürfte sie nicht aufsagen. Sie hätten keine Jahresringe“, lästerte die „Zeit“ mal. Doch erfolglos ist diese TV-Spezies nur bei einem: dem Versuch, sich aus der Schublade herauszustrampeln.

Kai Pflaume (Sat.1) macht ein Photoshooting, bei dem er als Action-Held rohes Fleisch verzehrt. Jörg Pilawa (ARD) erzählt immer wieder die gleiche Anekdote, wie er als Jugendlicher mal mit einem Stuhl auf einen Lehrer losgegangen ist. Der alerte Marco Schreyl (RTL) pöbelt beim Deutschen Fernsehpreis von der Bühne „alle Schreiberlinge da draußen“ an. Er wirkte dabei aber nicht kantig, allenfalls ungezogen.

Nun ist Lanz dran, das neueste Gesicht. Und auch er rudert. Wenn man ihn trifft, macht er gleich seinen Laptop auf, in dem er Bilder gespeichert hat von Eisbären und ewigem Eis. Selbst fotografiert. In Grönland. Es sind nicht die Bilder eines Langweilers.

Lanz legt seine Stim in Falten der Nachdenklichkeit und spricht über seine Liebe zu Aussteigern. Einen von denen ruft er gern an, wenn er selbst im Fernsehstress steckt. Es ist ein Ex-Ingenieur, der jetzt in Grönland sommers Touristen kutschiert und winters Robben jagt. Zum Überleben. Nicht wegen des Fells. Klar. Ein bisschen was von einem Aussteiger stecke auch in ihm, sagt Lanz.

Jahrelang hat er bei RTL das Boulevardmagazin „Explosiv“



JÖRG PILAWA (43)

ARD

„Das Quiz mit Jörg Pilawa“

„Der große Schultest“

„Frag doch mal die Maus“

eine Stimme wie Eierlikör. Sie ist sahnig und kratzt nur ganz leicht. Seit April ist er beim ZDF unter Vertrag. Er ist dort Ersatz für, Vertretung von und Alternative zu Johannes B. Kerner in einer Person.

Im Sommer half er in dessen Talkshow aus. Die Freitagabend-Koch-Show übernahm er komplett. Eine Wissensshow folgte. Im kommenden Jahr soll er noch mehr Sendungen machen. Vielleicht ein wöchentliches Quiz. Lanz kann alles.

Fernsehchefs lieben Typen wie ihn für diese Kompatibilität. Sie sind für jedes

Format einsetzbar und drücken doch keiner Sendung zu sehr ihren Stempel auf. So kann dann Beckmann als Ersatz für Pilawa das Quiz zum Einbürgerungstest übernehmen und Lanz für Kerner ruckelfrei das ZDF-Freitagskochen. Eigentlich könnten sie alle die Moderationen ihrer Sendungen jede Woche neu verlosen. In vielen Fällen würde es nicht auffallen. Auch deshalb ist der Typus so begehrt, unersetzlich wegen seiner Ersetzbarkeit.

Sie sind ein bisschen Journalisten und ein bisschen Unterhalter, sie sehen ein biss-

chen gut aus und sind ein bisschen kritisch. Sie sind Profis, die ihr Handwerk beherrschen. Das Handwerk heißt: alles wegmoderieren, was Intendant und Sender beireithalten.

So hat sich dieser Typus in den vergangenen Jahren im deutschen Fernsehen breit und immer breiter gemacht. Männer ohne Eigenschaften. Unwirklich wie Robert T-Online, jene Kunstfigur, die vor ein paar Jahren in der Telekom-Werbung auftauchte. Jeder Sender hat mindestens einen aus dieser Schublade.

Zur Gefahr könnten sie sich allenfalls selbst werden – weil sie durch schiere Omnipräsenz Überdross verursachen. Jörg Pilawa etwa hat seinen Talk längst aufgegeben. Sein Quiz, so deutet er gern an, könnte er auch bald beenden. Johannes B. Kerner hat seine Kochsendung abgegeben. Sein ZDF-Programschef Thomas Bellut befürchtete eine Übersättigung beim Publikum. Auch Beckmanns Quoten sinken. Vielleicht auch, weil er immer ernster wird. Das Lustigste an seiner psychologisierenden Talkshow ist ohnehin die Parodie von „Switch Reloaded“ auf ProSieben.

Oliver Geissens RTL-„Show der Woche“ floppte. Pflaume ist mit „Nur die Liebe zählt“ steckengeblieben.

Die einfache Wahrheit hinter diesen Schwächeerscheinungen lautet: Das Publikum ist dieser Charaktere müde.

Vor rund zehn Jahren, als die meisten von ihnen aus den Niederungen der Nachmittags-Talks kamen, aus der Männerecke Sport oder aus irgendwelchen Krawall-Shows, da waren sie die Rettung vor allem für ein öffentlich-rechtliches Programm, das personell ausgelagert war.

Es gab damals gute Gründe für eine neue Generation. In der ARD etwa war noch alles auf das Modell Alfred Biolek gepolt. Biolek flötete „ah!“ und „oh!“ in seinen Kochshows. In seinen Talkshows flatterte er mit seinen Kärtchen und tatterte mit seinen Händen. Seine Nachfolger flattern und tattern nicht.

Sie sind ehrgeizig und leistungsstark, hochprofessionelle Entertainment-Maschinen. In der Zeit, in der andere 5 Sendungen produzieren, stemmen sie 50. Sie haben keinerlei Berührungspunkte zu irgendwas. So wurden sie bekannt.

Fernsehen, das haben sie gründlicher begriffen als andere, ist vor allem Technik. Ob man selbst Fragen hat, ist nicht so wichtig wie die *Fragetechnik*. Und mit der richtigen Fragetechnik kann man mit allen über alles reden.

Kai Pflaume lutscht seit 15 Jahren Beziehungsgeschichten aus und ermuntert seine Gäste zu tränenreichen Bekenntnissen. Oliver Geissen macht seit fast zehn Jahren täglichen Nachmittags-Talk auf RTL und Dutzende Abendshow. Sie alle talken und moderieren, moderieren und talken.

Den hohen Output an Sendeminuten nur, wer bereit ist, sich in ein Kor-



MARKUS LANZ (39)
ZDF
„Lanz kocht“
„Das will ich wissen“



KAI PFLAUME (41)
Sat 1
„Nur die Liebe zählt“
„Die Lego Show“

sett stecken zu lassen, das aus gründlicher Vorbereitung gebaut ist und den Moderator manchmal zu einer Aussprechpuppe für Fragen und Ideen zusammenpresst, die sich andere ausgedacht haben. Sich das gefallen zu lassen ist hochprofessionell. Aber eigensinnigere Menschen würden das auf Dauer wohl nicht mit sich machen lassen.

Biolek ließ sich auf Gäste vorbereiten, während er den Redakteuren in seiner Küche Spaghetti al burro kochte. Der Rest der Gesprächsführung war Zufall, Laune, Glück. Es konnte auch schiefgehen. Bei seinen Nachfolgern geht nichts schief.

Sie lesen akribisch Dossiers, sie haben manchmal einen Knopf im Ohr und überlassen nichts dem Zufall. Doch alle Technik des Vornüberbeugens zum Interviewpartner, des zur richtigen Zeit gesetzten Lächelns, das zum Plaudern ermuntert, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass

überall zu finden. Es klingt alles ähnlich. Wenn Geissen auf RTL einem betrogenen Mädchen entlocken möchte, ob sie ihrem Partner noch eine Chance gibt („Wir wollen dich ja jetzt nicht in eine Ecke drängen, aber kannst du dir überhaupt noch vorstellen ...?“) oder ob Beckmann Roland Koch zu einem politischen Statement verführen will – es sieht gleich aus. Kopfschief legen, raunend nachfassen und sich selbst nie festlegen: „Wenn man Menschen fragt draußen, die sagen alle ...“

So lässt sich über alles reden: Klimawandel, Sexfetische, die Lage in Mumbai oder Selbstmordgedanken.

Wenn man der neuen ZDF-Allzweckwaffe Markus Lanz im Fernsehstudio bei der Arbeit zusieht, drei Tage nachdem er übers Aussteigen philosophierte, kommen einem Zweifel, ob der Fernseh-Lanz mit dem anderen Lanz noch etwas zu tun hat.

als Charlotte Roche Ausschnitte einer Sendung zeigte, in der sie bei einem Bestatter jobbt und eine Leiche wäscht. Und als alle anderen sich beim Plaudern über Roches Bestseller „Feuchtgebiete“ sehr entspannt gaben, den Hygienewahn geißelten und locker über Sex redeten, war er sich nicht zu schade, den Spieß zu geben.

Dass Beckmannpilawapflaumegeissenschreyl eine unbefriedigende Position in der deutschen Fernsehhierarchie besetzt, merkt man dennoch: an ihnen noch immer übermächtigen Kollegen Günther Jauch, Thomas Gottschalk, Harald Schmidt und Hape Kerkeling. Bei diesen vieren buhlt fast jeder, der sich nähert, instinktiv um Gunst. Die Männer ohne Eigenschaften dagegen bemühen selbst noch um die Gunst anderer hüllen.

Andererseits: Für die Rolle des Clowns, dem das alles wurst ist, sind sie wiederum zu groß, zu wichtig, zu eitel. Obwohl Markus Lanz paradoxerweise genau diese hierarchiefreie Wurstigkeit an einer TV-Koch-Witzfigur wie Horst Lichter bewundert. „Horst lässt relativ unverstellt Emotionen zu, wo jeder andere seine Wirkung vor der Kamera genau berechnet.“

Geissenbeckmannschreylpilawake merpflaume besetzen die Mittelklasse, was wiederum eine beeindruckende Tradition hat. „Das Fernsehen präsentiert als Ideal den totalen Durchschnittsmenschen“, schrieb der italienische Philosoph Umberto Eco bereits 1961 in seiner „Phänomenologie des Quizmasters“. Der überzeuge sein Publikum „durch ein lebendiges und triumphierendes Beispiel vom Wert der Mediokrität. Er provoziert keine Minderwertigkeitskomplexe, obwohl er sich selbst als Idol präsentiert, und das dankbare Publikum lohnt es ihm mit seiner Liebe.“

Ist das Fernsehen fast ein halbes Jahrhundert nach dieser seherischen Aussage immer noch kein Stück weiter? „Senderverantwortliche bevorzugen als Moderatoren den Typ des idealen Schwiegersonns, weil sie ihn für massentauglich halten. Meiner Ansicht nach würde das Publikum aber durchaus spitzere und profiliere Charaktere vertragen“, sagt Markus Feichl, Erfinder des Talks „0137“ und mehrere Jahre Redaktionsleiter bei „Beckmann“. „Man muss nur den Mut haben, es mal auszuprobieren.“

So, wie einst die Erneuerung der öffentlich-rechtlichen Moderatorenriege hauptsächlich mit Akteuren des jungen Privatfernsehens geglückt sei, könnte man es heute mal mit den Stars der Lebenshilfe-Doku-Soaps versuchen. Mit Supernanny Katharina Saalfrank oder Schuldenberater Peter Zweigat. Deren Plus sei, dass sie authentischer wirken und sich wirklich zu interessieren scheinen. Das hebe manche von ihnen ab vom glatten Einerlei.

Das ZDF setzt lieber auf Kerner 2.0. Das ist Lanz. Der sitzt nun in der Falle. In der Falle gefalle.

MARKUS BRÄUCK



SEBASTIAN BRÄUNIGER / ACTION PRESS

OLIVER GEISSEN (39)
RTL
„Die ultimative Chart Show“
„Die Oliver Geissen Show“
„Guinness World Records – Die größten Weltrekorde“

RTL-Moderator Geissen: Alles wegmoderieren, was Intendant und Sender bereithalten

man hier nicht einem Interviewkünstler bei der Arbeit zusieht, sondern einer Interviewfabrik, die durchaus Ergebnisse liefert.

Die gescheiterte hessische SPD-Vorsitzende Andrea Ypsilanti brach bei Kerner in lautes Lachen aus, als der von ihr erkorene neue Spitzenkandidat Thorsten Schäfer-Gümbel auf die Frage, was er nach der Wahl mache, antwortete, da sei er doch Ministerpräsident. Es war das Resultat von Kerners Fragefabrik.

Und als sich eine andere SPD-Frau bei „Beckmann“ politisch selbst erledigte, war das auch ein Ergebnis harter Fragearbeit. Beckmann hatte Heide Simonis eingulld und ihr durch die Frage, ob sie nicht Platz machen könne für eine Große Koalition, ein unerwartet ehrlich-egoistisches Statement entlockt: „Ja, und wo bin ich dann?“

Je mehr Sendungen mit Pilawageissenpflaumeschreylkernebeckmann man sieht, desto mehr baut

Vielleicht wird man Zeuge von professionellem Handwerk, vielleicht von Selbstverleugnung, vielleicht von beidem.

Er muss da eine alberne neue Show moderieren, in der etwa der selbstgespielte Blondinenwitz Sonya Kraus in Champagner badet, um herauszufinden, ob die Dämpfe betrunken machen. Lanz zieht das lächelnd und mit undurchdringlicher Oberflächlichkeit durch. In seiner Fernsehrolle ist er kaum zu greifen, kaum zu fassen.

„Es wäre gut, und ich arbeite daran, noch mehr Ecken und Kanten zuzulassen“, sagte Lanz vorher. Wie geht das? Wie schnitzt man sich Ecken und Kanten?

Als Lanz einmal zu Gast war in einer Talk-Runde von ZDF-Kollege Kerner, zeigte er tatsächlich etwas Biss und schob immer wieder kritische Fragen ein. „Wusste der Tote, dass er hinterher im Fernsehen auftritt?“



Kläger Max Mosley (nach dem Urteil am 24. Juli in London): „Sex ist absurd, es ist ein sehr merkwürdiges, völlig tierisches Ding“

PRESSERECHT

Falsche Streifen

Der Krach zwischen Boulevardblättern und dem Formel-1-Funktionär Max Mosley erreicht die deutsche Justiz. Es geht nicht nur um bizarre Sexpartys. *Von Henryk M. Broder*

Der Brite an sich ist gutmütig, aber schrullig. Er futtert geschmacklosen Haferschleim zum Frühstück, trinkt warmes Bier am Abend und geht auch im Sommer nicht ohne Regenschirm aus dem Haus. Berüchtigt ist auch das Sexualleben der Briten. Ein im Königreich beliebter Witz dazu besteht aus nur zwei Sätzen: „Darling, hab ich dich verletzt?“ – „Nein, hab ich mich bewegt?“

Kein Wunder also, dass die Welt aufhorcht, wenn von der anderen Seite des Ärmelkanals Geschichten bekannt werden, die darauf hinweisen, dass die Briten doch ein Sexualleben haben. Demnächst muss sich sogar ein deutsches Gericht mit einem Fall von – sagen wir – unkonventioneller britischer Sexualpraxis befassen.

Im Mittelpunkt der Affäre steht ein Ehrenmann, Sportfunktionär und Multimillionär – Max Mosley, 68, Präsident der Fédération Internationale de l'Automobile, abgekürzt Fia, die den Formel-1-Zirkus organisiert. Das allein gibt der Geschichte bereits jene Fallhöhe, die Boulevardzeitungen und TV-Magazine anlockt. Hinzu kommt, dass Max Mosley nicht nur ein

Autonarr, sondern auch Sohn des britischen Faschistenführers Sir Oswald Mosley ist, der 1936 im Berliner Haus von Joseph Goebbels Diana Mitford ehelichte, eine entschiedene Verehrerin des Führers, der bei der Feier als Ehrengast zugegen war. Wäre es nach Sir Oswald gegangen, hätte sich England mit dem Dritten Reich verbündet, statt ihm den Krieg zu erklären.

Nun ist niemand für die Küche verantwortlich, aus der er kommt. Andererseits werden bei sozial auffälligen Jugendlichen der familiäre Hintergrund und das soziale Umfeld gern berücksichtigt. Deswegen ist es vielleicht nicht unfair, dies auch bei Mosley junior zu tun, den seine Eltern einst gewiss nicht nur aus rein pädagogischen Überlegungen auf eine deutsche Schule geschickt haben.

Max Mosley also ist praktizierender Sadomasochist. Seit über 40 Jahren. In einem Interview mit dem „Guardian“ sagte er jüngst, Sadomasochismus und Sex seien „zwei ganz verschiedene Dinge“, obwohl auch im Sadomasochismus ein „sexuelles Element“ enthalten sei. „Sex ist absurd, es ist ein sehr merkwürdiges, völlig tieri-

ches Ding, das man nicht ganz versteht. Und die Leute wissen nicht, warum sie das mögen, was sie mögen. Aber warum sollte man sich Sorgen machen, solange man niemanden verletzt?“

Und so machte sich Max Mosley weder Sorgen noch Gedanken, als er am 28. März fünf Damen in einer Wohnung im Londoner Stadtteil Chelsea traf, um eine „Party“ zu feiern, die nur zwei Tage später im Londoner Boulevardblatt „News of the World“ ausgiebig beschrieben und entsprechend bebildert wurde.

Was Mosley nicht wissen konnte: Eine der Frauen, die er angeheuert hatte, war von „News of the World“ mit einer Minikamera ausgerüstet worden, die sie irgendwo in der Kleidung versteckt hatte. Die Bilder, die das Hightech-Ding lieferte, waren nicht besonders klar, aber doch in jeder Hinsicht scharf genug, dass es nicht lange dauerte, bis auf YouTube ein etwa zwei Minuten langer Clip zu sehen war, mit Mosley in der Haupt- und seinen fünf Partnerinnen in der Nebenrolle.

Freilich: Man musste schon genau hinschauen, um zu erkennen, was die munteren



Springer-Zentrale in Berlin, britischer Faschistenführer Oswald Mosley (1936 in London): *Deutsche Schule für den Junior*

sechs treiben. Der unbefangene, mit SM-Techniken nicht vertraute Zuschauer könnte annehmen, ein älterer Herr werde von ein paar als Dominas verkleideten Krankenschwestern physisch gedemütigt, erniedrigt und misshandelt.

Er freilich scheint die Sonderbehandlung zu genießen. Das ist nicht gerade schön anzusehen, würde aber unter die kölsche Grundregel „Jeder Jeck ist anders“ fallen, wenn nicht ein paar irritierende Details dazukämen.

Max Mosley wird „entlaust“, es werden Befehle („Höschen runter!“) auf Deutsch gegeben, drei der Frauen tragen quer-gestreifte Sträflingsanzüge. Es ist ein Spiel mit verteilten Rollen, das verschiedene Assoziationen und Konnotationen zulässt, je nach Blick und Disposition des Zuschauers. Er wird vielleicht an brutale Strafrituale in der Fremdenlegion denken. Oder an eine Gefängniszene. Wer schon mal eine Ausstellung über die Zustände in einem Konzentrationslager besucht hat, könnte auch etwas ganz anderes assoziieren.

„News of the World“ druckte die härteste Variante und präsentierte die Fete seinen Lesern als „Nazi Orgy“. Einen Tag später zogen „Bild“ und „Welt“ nach, kurz darauf auch andere Springer-Blätter wie „Bild am Sonntag“, „Welt am Sonntag“, „Hamburger Abendblatt“ und weitere deutsche Blätter. Auch der SPIEGEL berichtete, wogegen sich Mosley mit Erfolg zur Wehr setzte.

Die Schlagzeilen lasen sich, als stünde eine neue „Machtergreifung“ unmittelbar bevor, diesmal allerdings in London: „Wirbel um Nazi-Sex-Party!“ – „Huren trugen Nazi-Uniformen“ – „Das perverse Doppel-

Leben des Formel-1-Chefs“ – „Anglizismus in der Packt aus! Meine Sex-Orgie mit dem Formel-1-Boss“. Mosley selbst hat den Vorwurf der Nazi-Orgie stets bestritten. Ein Gutachten seines Verbands Fia gab ihm recht.

Illustriert waren die Berichte mit Fotos aus dem YouTube-Clip, der seinerseits nur aus dem Umfeld von „News of the World“ stammen konnte. Max Mosley ging sofort zum Gegenangriff über.

Er verklagte das britische Boulevardblatt. Die Verhandlung vor dem High Court fand an fünf Tagen im Juli statt. Und schon am 24. Juli verkündete der „ehrenwerte Richter Mr. Eady“ das Urteil: „News of the World“ wurde wegen Verletzung der Intimsphäre des Klägers zu 60000 Pfund Schadensersatz verurteilt.

Die Strafe sei „milde ausgefallen“, kommentierte ausgerechnet die deutsche „Welt“ das Urteil. Es werde sich „nicht viel ändern“ an der „Tendenz zum Kitzeln des Publikums mit saftigen Geschichten“.

Das 54-seitige Urteil immerhin lässt erkennen: „Justice Eady“ hat sich nicht nur mit den Bräuchen in der SM-Szene vertraut gemacht, sondern auch mit einschlägigen Entscheidungen des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte. Zugleich ist das in Ich-Form verfasste Urteil eine sprachliche Delikatesse, die sogar den Anwalt des Springer-Verlags, Jan Hegemann, beeindruckt: „Im Ergebnis daneben, aber ein Genuss zu lesen.“

Der britische Richter nämlich geht der Frage nach, ob der Einbruch in Mosleys Intimsphäre durch „ein öffentliches Interesse an der Enthüllung“ gerechtfertigt sein könnte. Dies wäre vermutlich dann der Fall, wenn tatsächlich, wie von „News of the

World“ behauptet wurde, Mosley eine SM-Session gefunden hätte. Wenn also die „session“, wie Richter Eady die Party nennt, „ein Nazi-Thema“ gehabt hätte. Dies aber gehe aus den heimlich gemachten Videoaufnahmen nicht hervor: „Schläge, Erniedrigung und die Zufügung von Schmerz gehören zu SM-Praktiken“, seien aber an sich „neutral“. Kein Beleg für NS-Nähe, so das britische Urteil.

Auch die Tatsache, dass Deutsch gesprochen wurde, beweis nichts. Es sei „unangemessen und beleidigend, alles Deutsche mit der Nazi-Ära gleichzusetzen“. Die deutsche Sprache habe einen „harten und kehligen Klang“ und sei für SM-Spiele „besser geeignet als Französisch oder Italienisch“, fand Richter Eady heraus: „Russisch wäre auch geeignet gewesen, aber leider sprach keiner der Beteiligten Russisch.“

Dafür trugen die weiblichen „Opfer“ quergestreifte Pyjamas. Auch darin sah Richter Eady keine Nähe zur NS-Symbolik, denn die Anzüge, die von Gefangenen in NS-Lagern getragen wurden, waren meist längs gestreift. Darauf muss man erst mal kommen. Zum Beweis legten Mosleys Anwälte auch ein Bild vor, auf dem der heiliggesprochene katholische Priester Maximilian Kolbe als KZ-Häftling in einem längsgestreiften „Pyjama“ zu sehen ist.

Alles in allem, resümiert Richter Eady, sei er nicht in der Lage, „ein legitimes öffentliches Interesse“ festzustellen, das „die Verletzung der Intimsphäre durch die heimlichen Aufnahmen noch die nachfolgende Publikation“ rechtfertigen könnte.

Mosley hatte den Prozess gegen „News of the World“ klar gewonnen. Dennoch reicht ihm das britische Urteil nicht. Als

dran. Von dem Verlagsriesen verlangt er 1,5 Millionen Euro Schmerzensgeld.

Grund: Die Berichterstattung der Springer-Medien stelle nicht nur einen schweren Eingriff in seine Intimsphäre dar. Sein Leben werde nun von der ständigen Sorge begleitet, was seine Mitmenschen über ihn denken würden. So habe man ihn bereits vom Formel-1-Rennen in Bahrain ausgelanden. Auf der Fia-Vollversammlung sei über seine Absetzung debattiert worden.

Außerdem machte sich Mosley Sorgen um das Ansehen der Frauen, die mit ihm gefeiert hatten. Sie seien keine „Huren“, erklärte er dem „Guardian“, sondern „intelligent und kompetent“. Sie würden das, was sie mit ihm gemacht haben, manchmal „auch umsonst tun, nur aus Spaß an der Sache“. Eine der Damen sei Deutsche, eine habe ihre Doktorarbeit „beinah beendet“. Eine „könnte sogar jüdisch gewesen sein“.

Außer gegen Springer hat Mosleys Anwältin Tanja Irion auch gegen die Nachrichtenagentur dpa geklagt, auf 350000 Euro Schmerzensgeld. Eine Forderung gegen „Die Zeit“ und „Zeit Online“ in Höhe von 50000 Euro wird vorbereitet. „Die Schmerzensgelder, die deutsche Gerichte bisher verhängt haben, waren viel zu niedrig, um Rechtsverletzungen zu verhindern“, sagt Irion. „Hier wurde jemand heimlich beim privaten Sex gefilmt. Das ist ein eklatanter Fall.“

Dermaßen abgefedert, wird der Fia-Präsident seinen Fall demnächst beim Hamburger Landgericht vortragen. Es wird, davon geht der Anwalt des Springer-Verlags aus, ein „spektakulärer Prozess“ werden. Doch bei aller Bewunderung für „Justice Eady“ hat Hegemann einiges an dem britischen Urteil auszusetzen:

„Er hat jeden Punkt einzeln geprüft und verworfen. Er stellte fest, das und das muss nicht NS-bezogen sein, also ist es nicht NS-bezogen. Das greift zu kurz. Man muss das ganze Spiel betrachten und alle Zeichen, die da gesetzt werden, im Kontext sehen.“

Ebenso würde es auf den Subtext ankommen. „Wir wissen doch, wie man mit Nazi-Symbolen spielt, ohne sie zu verwenden.“ Die deutschen Richter, glaubt Hegemann, hätten „einen anderen Zugang zu solchen Zeichen“ und würden es sich „nicht so leicht machen wie Richter Eady“. Er hofft auf seine Chance, die mögliche Verletzung der Intimsphäre mit einem übergeordneten Informationsinteresse rechtfertigen zu können. „Zumal vor dem Hintergrund von Mosleys Familiengeschichte.“

So wird es vermutlich darauf ankommen, ob das deutsche Gericht am Ende dem britischen Beispiel folgen und zwischen quer- und längsgestreiften Häftlingsanzügen unterscheiden wird. Doch was würde das eigentlich bedeuten, wenn sich herausstellte, dass in irgendeinem KZ quergestreifte Kleider getragen wurden? Dass dort ebenfalls nur Pyjama-Partys mit SM-Elementen gefeiert wurden?

US-PRESSE

„Es geht ums Überleben“

Auflagenverluste, Entlassungswellen, drohende Pleiten: Erste krisengeschüttelte US-Medienhäuser verlagern bereits Teile ihres Geschäfts nach Indien. Lassen sich auch journalistische Artikel kostengünstig im Ausland produzieren? Werden Texte bald so schlicht fabriziert wie Textilien?

Für Lokalreporter ist Pasadena ein Ort wie jeder andere auch. Die Kirche spendet Handys fürs Büro des Sheriffs. Die Feuerwehr mahnt zur Vorsicht mit den Weihnachtskerzen. Und der Schulbau wird von einem kleinen Korruptions-skandal erschüttert. Routine-Geschichten für Jacob Cherian und seine fünf Kollegen. In „Pasadena Now“, einer Online-Zeitung, beschreiben sie täglich das Auf-

scheitel und stechendem Blick, ist Gründer von „Pasadena Now“ – und der vielleicht meistgehasste Mann im US-Journalismus, seit er erfolgreich Jobangebote ins indische Internet stellte und seine amerikanischen Angestellten feuerte.

„Einer sitzt in Mumbai, der andere in Bangalore, beim Rest weiß ich gar nicht, wo sie leben“, sagt Macpherson. Sein kühler Gleichmut sorgte für Protestwellen

dena verfolgt und ihre Schlüsse daraus gezogen.

Werden sie künftig Nachrichten und Unterhaltung kostengünstig aus Neu-Delhi servieren? Droht eine neue Globalisierungswelle, diesmal im englischsprachigen Medienangebot? Und was heißt es für eine westliche Demokratie eigentlich, sollte die vierte Gewalt ihre Kontrollfunktion fortan aus dem Ausland wahrnehmen wollen,



Medienunternehmer Macpherson: Nachrichtenproduktion mit Rentnern und Indern

und Ab der Gemeinde im Großraum Los Angeles. Es gibt nur eine Wunderlichkeit: Ihr Arbeitsplatz ist 14000 Kilometer von Pasadena entfernt – in Indien.

Montags beispielsweise verfolgen die indischen Journalisten aus der Ferne die Stadtratsitzung in Pasadena. Die Beratungen des Bürgermeisters und der Stadtverordneten werden per Podcast oder Live-Video übers Internet übertragen. Dann setzen sich die Lokalreporter vom Subkontinent hin und texten Schlagzeilen für ihr kalifornisches Publikum. „Vorschlag zur Reduzierung von Einkaufsstützen“, heißt es dann etwas ungenau, oder: „Rathaus sucht Freiwillige für die Feiertage“.

„Für die Presse geht's jetzt nicht mehr um schönes Schreiben, um glanzvolle Geschichten“, sagt James Macpherson, „es geht ums Überleben.“ Macpherson, ein Herr Mitte fünfzig mit strengem Seiten-

und erboste Kommentare. Mit radebrechenden Indern in fernen Callcentern haben die Amerikaner zwar längst ihren Frieden gemacht. Doch dass auch Lokalnachrichten wie T-Shirts im Ausland produziert werden können, erboste viele.

Spätestens seit Anfang Dezember jedoch hat sich die Stimmung gedreht. Fast täglich stehen in den amerikanischen Blättern neue Katastrophenmeldungen – über den Niedergang der Branche. New York, Denver, Chicago, Miami: Die größten und renommiertesten Zeitungen hadern mit dramatischen Gewinneinbrüchen, mit Anzeigen- und Leserschwund. Es gibt Massenentlassungen und Konkursverfahren.

Mit Macht drängt das Thema Auslagerung in die Geschäftsleitungen der Medienkonzerne. Aufmerksam haben dort Verlagsmanager Experimente wie das in Pas-

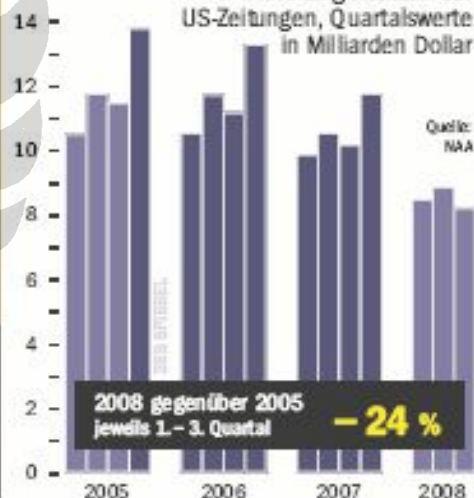
kosteneffizient zum Tagestarif von vielleicht sieben Dollar pro Journalist?

Kaum etwas ist noch tabu, das zeigt die Lage in den größten Zeitungshäusern der USA. Beispiel Chicago: In einer waghalsigen Transaktion hatte dort Ende 2007 Sam Zell, ein lokaler Immobilienzar, den Verlag der „Chicago Tribune“ übernommen. Um den Deal zu finanzieren, musste das Unternehmen, zu dem auch die „Los Angeles Times“ gehört, gigantische Schulden aufnehmen. Als dann die Werbeeinnahmen wegbrachen, platzte auch die Finanzierung. Zwei der einst renommiertesten US-Zeitungen, durch jahrelange Sparrunden ohnehin arg heruntergewirtschaftet, stehen nun am Abgrund. Anfang Dezember beantragte der mit 13 Milliarden Dollar verschuldete Verlag Gläubigerschutz.

Die „Rocky Mountain News“ aus Denver müssen bis Mitte Januar einen neuen

Substanzverlust

Print-Anzeigenerlöse der US-Zeitungen, Quartalswerte in Milliarden Dollar





Verlagshaus der „New York Times“: „Eines der schwierigsten Jahre unserer Geschichte“

Eigentümer finden, sonst ist Schluss. Ebenfalls dringend auf Käufersuche ist der Verlag des „Miami Herald“, ein mit 19 Pulitzer-Preisen dekoriertes Blatt. Heute gilt das direkt am Wasser gelegene Verlagshaus als lukrativster Vermögenswert. Und in Detroit meldeten die beiden größten Tageszeitungen gerade, ihre Leser künftig nur noch donnerstags, freitags und sonntags zu beliefern, um Vertriebskosten zu sparen.

Nicht einmal das Flaggschiff des US-Journalismus, die „New York Times“, bleibt verschont. Bis Mai muss das Blatt Schulden in Höhe von 400 Millionen Dollar refinanzieren. Schon ist ein Notverkauf der Verlagstochter „Boston Globe“ im Gespräch. Selbst das erst 2007 von Stararchitekt Renzo Piano fertiggestellte Verlagshochhaus in Manhattan steht nun wohl zum Verkauf. „Wir stehen vor einem der schwierigsten Jahre unserer Geschichte“, sagt Verlagschefin Janet Robinson.

Auflagen- und Anzeigenverluste allein wären schon schlimm genug, doch sind viele Zeitungshäuser zusätzlich noch in die gleiche Falle wie Hedgefonds und Investmentbanken gelaufen: Sie deckten sich mit Billigkrediten ein, etwa um Firmenübernahmen oder Prestigebauten zu finanzieren. Nun können sie die Zinsen nicht mehr zahlen. Das macht die Mischung aus Finanz- und Medienkrise so explosiv.

„Mit Spott und Herablassung ist es nun vorbei“, sagt Macpherson, der „Pasadena Now“ erst vor vier Jahren gegründet hat. Er fühlt sich jetzt als Visionär, als Mann mit dem richtigen Rezept für die amerikanische Medienkrise. Erste Großverlage wollen seinem Beispiel schon folgen.

„Heute spielt es keine Rolle mehr, ob Ihr Schreibtisch am Ende des Flurs oder am anderen Ende der Welt steht“

Singleton kürzlich auf einer Verleger-tagung. Er ist Chef von MediaNews, einer der größten Zeitungsgruppen der USA („Denver Post“, „Detroit News“).

Die Anzeigengestaltung seiner insgesamt 54 Blätter wird heute schon in Indien erledigt. „Für uns ist das längst Alltag“, sagt Chandler Briggs, der im kalifornischen San José seit über einem Jahr konzernweit die Zusammenarbeit mit den Indern koordiniert. Selbst das Layout des Redaktionsteils können die Partner schon übernehmen. „Mit den Kollegen in Mumbai haben wir allerbeste Erfahrungen“, sagt er.

Doch das ist erst der Anfang. „Wir überlegen, eine zentrale Nachrichtenredaktion für alle unsere Zeitungen aufzubauen... vielleicht sogar in Übersee“, sagt sein Boss Singleton, der zugleich auch Aufsichtsratschef der Nachrichtenagentur Associated Press ist.

Seine Konkurrenten des kanadisch-britischen Medienkonzerns Thomson Reuters sind da ohnehin schon weiter. Sie beschäftigen heute allein in Bangalore gut 5000 Mitarbeiter, beispielsweise für Kundenservice und Datenverwaltung. Immerhin 100 von ihnen berichten als Journalisten auch über gut 3000 börsennotierte US-Konzerne, etwa über Quartalszahlen oder Kurse.

„Solche Geschichten können in einem zentralisierten Standort wie Bangalore sehr effektiv geschrieben werden“, sagt Firmensprecherin Sophie Brendel; das Geschäft in Indien solle sogar noch weiter ausgebaut werden. „Schließlich gibt es dort einen unglaublichen Pool an hochtalentierten Leuten.“

Tony Joseph, 46, beispielsweise hat sich als Wirtschaftsjournalist einen Namen gemacht, bei „India Today“, später bei der indischen Nachrichtenagentur „The Deccan Herald“.

er seine eigene Firma auf, Mindworks Global Media. Es war die beste Entscheidung seines Lebens.

Seine Dienste sind jetzt weltweit gefragt. „Wir wachsen sehr, sehr schnell“, sagt Joseph beim Interview in einem New Yorker Hotel und strahlt.

Über hundert Angestellte arbeiten für ihn in einem Vorort von Neu-Delhi. Dort bauen sie die Layouts für mittlerweile 22 Zeitungen und Magazine vor allem in England und den USA. Manchmal erstellen sie für Kunden wie den „San Francisco Chronicle“ auch komplette Beilagen, Artikel inklusive. Seine Leute gelten als anpassungsfähig und schnell. Neukunden sind in der ersten Woche mit etwa 25 Prozent der aus Neu-Delhi gelieferten Überschriften unzufrieden, sagt Joseph, spätestens nach zwei Monaten gebe es kaum noch Änderungsbedarf.

In Pasadena hat James Macpherson die Neuerfindung des Journalismus derweil noch weiter getrieben. Er setzt jetzt vor Ort kostenlose Freiwillige ein, meist Rentner, die mit Videokameras nach seinen Anweisungen zum Beispiel Pressekonferenzen filmen – wie ferngesteuerte Roboter. Dann überträgt er die Videos nach Indien und lässt seine Schreib-Profis dort die passenden Artikel verfassen.

Macpherson hat früher jahrelang in der Textilindustrie gearbeitet, mit Auslagern kennt er sich deshalb bestens aus. Es geht nur darum, einen ordentlichen Produktionsprozess zu organisieren und die einzelnen Arbeitsschritte effizient verschiedenen Dienstleistern zuzuordnen. „Dann ist die Produktivität viel höher.“

Zwischen Texten und Textilien gibt es dann endgültig keinen Unterschied

FRANK HEINIG



Kogel-Geschäftspartner Pochler, Schmidt, Szene aus dem Constantin-Film „Das Parfum“, ZDF-Größen Reich-Ranicki, Gottschalk bei der Debatte

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Late Night kann nur Harald“

Der frühere Sat.1-Chef und Constantin-Boss Fred Kogel über Ödnis im Fernsehen, Leo Kirchs Abneigung gegen „Big Brother“ und das bevorstehende Ende des Duos „Schmidt & Pocher“

SPIEGEL: Herr Kogel, waren Sie dieses Jahr auf der „Bambi“-Verleihung?

Kogel: Ja.

SPIEGEL: Und? Haben Sie's ausgehalten?

Kogel: Gott, man weiß ja vorher, auf was man sich dort einlässt: Das sind große Weibefeste für die Branche. Wer sich dem nicht aussetzen mag, soll nicht hingehen. Hinterher draufzuprügeln ist billig.

SPIEGEL: Man kann auch während so einer Veranstaltung draufprügeln wie Marcel Reich-Ranicki bei der diesjährigen Verleihung des Deutschen Fernsehpreises.

Kogel: Das war grandios. Ohne Reich-Ranicki wäre die ganze Show wieder fürchterlich langweilig gewesen. Toll waren auch diese deutschen Betroffenheitsgesichter im Publikum wie Veronica Ferres. Der Höhepunkt war dann aber das ZDF-Nachgespräch zwischen Reich-Ranicki und Thomas Gottschalk, in dem herauskam, dass Ranicki unter toller Fernsehunterhaltung Brecht und Shakespeare versteht. Das hätte nur noch getoppt werden können von einem Streitgespräch zwischen Ranicki und einem Finanzinvestor, bei dem dann rausgekommen wäre, dass beide keine Ahnung von Fernsehen haben.

SPIEGEL: Sie sind seit 27 Jahren im deutschen Medienzirkus unterwegs, unter anderem als Sat.1-Boss, ZDF-Unterhaltungschef und bis Ende des Jahres als Vorstandsvorsitzender der Produktionsfirma Constantin Film. Finden Sie es nicht traurig, dass der Eklat von Reich-Ranicki der absolute Höhepunkt des Medienjahres ist?

Kogel: Natürlich ist das traurig, aber wenigstens hatten wir den.



Fred Kogel

hat schon 27 Jahre in der deutschen Medienindustrie zugebracht: 1993 wurde der heute 48-Jährige jüngster Unterhaltungschef des ZDF, 1995 wechselte Kogel als jüngster Senderchef an die Spitze von Leo Kirchs TV-Kanal Sat.1. Nach der Kirch-Pleite holte der Produzent Bernd Eichinger den studierten Juristen an die Spitze der Filmfirma Constantin, Ende Dezember zieht er sich dort zurück. Künftig will er sich auf seine eigenen Medienfirmen konzentrieren und auf die Arbeit mit seinem Geschäftspartner Harald Schmidt, dessen Show er seit Jahren produziert.

SPIEGEL: Ist das Programm immer langweiliger geworden?

Kogel: Nicht grundsätzlich. Wir haben im deutschen Fernsehen eine irre Vielfalt. Was aber stimmt, ist, dass das Programm in den einzelnen Sendern unter dem Kostendruck einfürmig geworden ist. Auch ich ertrage die 900. Kochshow nur noch bedingt. Und wenn man eine Sendung wie „Richter Alexander Hold“ nicht nur von montags bis freitags nachmittags sendet, sondern vormittags wiederholt und dazu noch am Wochenende verbeizt, muss der Eindruck entstehen, dass ein Sender nur noch aus Gerichtsshows besteht. Da fehlt mir die Begeisterung fürs Programm.

SPIEGEL: Man kann auch mit großer Begeisterung Schrott senden.

Kogel: Natürlich ist pure Begeisterung kein Qualitätskriterium, aber sie hilft, Qualität durchzusetzen. Und verstehen Sie mich nicht falsch: Constantin produziert nicht nur „Das Parfum“ und den „Baader-Meinhof-Komplex“, sondern eben auch „Richter Alexander Hold“.

SPIEGEL: Mit Begeisterung?

Kogel: Ja, zwar nicht meiner persönlichen, aber es ist eine Meisterschaft, solche Programme professionell zu produzieren. Das mag nicht das Programm sein, das ich gucke, wird aber täglich von zwei Millionen Menschen nachmittags gesehen.

SPIEGEL: Die Privatsender waren ja eigentlich mal dazu da, die Ödnis der Öffentlich-Rechtlichen aufzubrechen.

Kogel: RTL am Samstagabend sieht heute genauso aus wie das ZDF in den achtziger Jahren. Nur leider sieht das ZDF heute nicht mehr so aus. Eine so gut gemach-



Medien

nach dem Eklat beim Deutschen Fernsehpreis: „Die Leute in den Chefetagen denken mehr daran, ihren Job zu behalten, als ihn zu machen“

te Show wie „Das Supertalent“ von RTL müsste heute eigentlich beim ZDF laufen. SPIEGEL: Als Sie 1995 zu Sat.1 kamen, haben Sie Programmpolitik mit dem Scheckbuch gemacht. Für viel Geld haben Sie eine Moderatoren-Armada von Harald Schmidt bis Gottschalk eingekauft. Der Erfolg blieb erst mal aus.

Kogel: Im Verdrängungswettbewerb Mitte der neunziger haben alle Sender viel Geld ausgegeben. Sat.1 war damals eine Mischung aus „Glücksrad“, Heizdeckenverkauf und US-Lizenzserien. Ich musste das ganze Programm umbauen. Da sind erst mal Zuschauer weggeblieben. Aber man muss Gesellschafter haben, die das aushalten und sich ernsthaft über Programm auseinandersetzen wollen. Natürlich gab es auch mit den damaligen Eignern, dem Springer-Verlag und Leo Kirch, ab und zu Streit, aber letztlich haben die mich machen lassen. In meinen sechs Jahren bei Sat.1 wurde von Hunderten Programmvorhaben nur eines abgelehnt.

SPIEGEL: Nämlich?

Kogel: „Big Brother“. Heute kann ich das ja erzählen. Ich war mit dem Produzenten John de Mol befreundet, der extreme Probleme hatte, das Format unterzubringen. Auch RTL hatte abgesagt. Ich wusste, das Programm hat was, auch wenn es an die Schmerzgrenze geht. Im Aufsichtsrat gab es eine harte Qualitätsdiskussion, die war sicher berechtigt. Als es später bei RTL II ein Monster-Erfolg wurde, hat aber auch niemand gesagt: Hätten wir es bloß gemacht! Es war eine klare Entscheidung gefallen, aus Qualitätsgründen.

SPIEGEL: Fehlt so ein Verrückter wie Kirch inmitten der glatten TV-Verwalter-Riege?

Kogel: Ich bin ein wirklich großer Fan des Unternehmers Leo Kirch. Einmal bin ich zu ihm gekommen, weil ich billiges Lizenzprogramm für den Vormittag brauchte. Ich sagte: Leo, ich brauch mal wieder die 122 Folgen von „Straßen von San Francisco“. Er sagte nur: Es sind 120. Er wusste vielleicht nicht unbedingt, wie ein Sender funktioniert, aber er verstand etwas von Programm!

SPIEGEL: Kirchs Verrücktheit endete bekanntermaßen in der Pleite.

Kogel: Er hat aber 40 Jahre wahnsinnig viel richtig gemacht, und er hatte eine Vision. Vor allem hat er den Dingen Zeit gegeben. Das wäre heute unvorstellbar. Heute wagt sich keiner mehr so richtig vor, aus Angst, einen Fehler zu machen. Die Leute in den Chefetagen denken mehr daran, ihren Job zu behalten, als ihn zu machen.

SPIEGEL: Nach der Pleite hat Kirch den Kontakt zu Ihnen abgebrochen. Waren Sie enttäuscht?

Kogel: Jede Beziehung hat ihre Zeit. Ich habe jetzt wieder mehr Kontakt zu ihm, aber auf einer sehr entspannten Ebene. Heute fragt er mich eher, ob ich mir „Dick und Doof“ auf dem Handy anschauen würde und ob solche Schnipsel funktionieren. Darüber diskutieren wir dann.

SPIEGEL: Sie hören bei Constantin Film auf, Harald Schmidt scheint müde, Günther Jauch macht wenig Neues, Gottschalk ist in einer Phase des abgedärten Vorruhestands angekommen. Tritt demnächst eine ganze TV-Generation ab?

Kogel: Sie unterschätzen die Protagonisten. Aber das ist in der Tat eine ganz besondere Riege. Kurz bevor ich bei Sat.1 anfang, habe ich sie alle – Gottschalk, Fritz Egner, Schmidt, Jauch – in einen Kleinbus gepackt und zu Leo Kirch in die Münchner Kardinal-Faulhaber-Straße gefahren. Ich wollte sie ja alle im Programm haben. Kirch hat dann erst mal einen Frankenwein aufgemacht.

SPIEGEL: Die guten alten Zeiten ...

Kogel: Die Zeiten sind heute nicht schlecht. Aber das war eine Generation von Moderatoren, die im ARD/ZDF-System groß geworden sind, wo am Samstagabend um 19 Uhr noch 15 Millionen Zuschauer zugeguckt haben. Wenn man über ein paar Jahre bei so vielen präsent ist, ist man halt populär. Diese Chance haben junge Moderatoren heute gar nicht mehr. Und in der Comedy-Ecke fehlt der Mut, auch mal Richtung Moderation zu gehen. Michael „Bully“ Herbig etwa hat doch Entertainer-Talent. Er kann singen – ein bisschen. Er kann tanzen – ein bisschen. Aber für einen Künstler, der zwei Kinofilme mit jeweils zehn Millionen Zuschauern gedreht hat, ist das eine schwierige Entscheidung: Will

SPIEGEL: Ihr Freund und Geschäftspartner Schmidt scheint da schmerzfrei zu sein. Er macht „Bambi“ sowie „Schmidt & Pöcher“ weiter, obwohl er ganz offensichtlich keine Lust mehr hat.

Kogel: Ich habe mit Harald ungefähr 1400 Late-Night-Sendungen produziert und lese oft den Satz: Der Schmidt ist lustlos geworden. Das hat sich irre verselbständigt, übrigens auch bewusst gesteuert durch Harald selbst, der damit spielt. In Wahrheit brennt er schon ziemlich.

SPIEGEL: Fürs Theater wahrscheinlich.

Kogel: Das Theater hat ihn wieder befeuert. Ich staune selbst, welche neuen Horizonte sich da auftun. Aber wir haben ganz klare Vorstellungen, wo wir hinwollen.

SPIEGEL: Wohin denn?

Kogel: Ich glaube, dass Harald Schmidt als Moderator und Sendungsmacher gut beraten ist, im Wahljahr die Comedy-Latte wieder höher zu legen in Richtung Anspruch und Intellekt, vergleichbar mit dem US-Polit-Komiker Jon Stewart – aber eben Harald Schmidt. Bankenkrise, Rezession, die Malediven und Helgoland vor dem Untergang, die CDU mit Angie gegen Frank-Walter – da will man Schmidt auf einem Level sehen, das sonst im deutschen Fernsehen niemand liefert.

SPIEGEL: Das heißt, dass „Schmidt & Pöcher“ auf jeden Fall vorbei ist?

Kogel: Ja, im April 2009. Das war von vornherein ein zeitlich begrenztes Experiment – und zwar von beiden Seiten. Beiden hat es gutgetan. Aber jetzt ist es Zeit, dass sie wieder getrennte Wege gehen.

SPIEGEL: Wieso hat sich das Duo nicht bewährt?

Kogel: Es hat sich bewährt und war damals genau richtig. Ich halte Oliver Pöcher noch immer für eines der größten Talente. Obwohl er immer hustet, wenn ich das sage. Er wird seinen Weg machen. Aber jetzt sind die Gemeinsamkeiten ausgelotet. Schmidt spielt im Duo sein Potential nicht aus.

SPIEGEL: Warum kehrt er nicht zu dem zurück, was er am besten kann – die tägliche Late Night?

Kogel: Das ist erst mal Träumerei – und auch die Frage: Wer kann das bezahlen? Eine tägliche Late Night kann nur

Harald. Dafür braucht man jemanden mit Haltung. Das funktioniert nicht, wenn Sie ein hervorragendes Gag-Schreiber-Team haben und Witze erzählen, die Ihnen vorher jemand aufgeschrieben hat. Der Zuschauer merkt sofort, ob Ihnen der Witz hätte selbst einfallen können oder von jemandem kommt, der eigentlich im Intelligenzquotienten zehn Punkte über Ihnen liegt. Deswegen kann man nicht irgendeinen Comedian nehmen und sagen: Den lassen wir jetzt eine Late-Night-Show machen.

SPIEGEL: Sie waren beim ZDF und bei Sat.1 als Yuppie und Jugendwahn-Verfechter verschrien. Fühlen Sie sich jetzt schon wie ein Medien-Rentner, wenn Sie Ende des Jahres Constantin verlassen?

Kogel: Nein, überhaupt nicht, mich begeistert Fernsehen immer noch. Ich könnte auch nicht wie der frühere Premiere-Chef Georg Kofler in Energietechnik investieren. Dazu bin ich ein viel zu großer Überzeugungstäter in Sachen Programm.

SPIEGEL: Damals wären Sie gern ProSieben/Sat.1-Chef geworden. Kirch hat sich gegen Sie entschieden. Hätten Sie den Job heute noch reizvoll gefunden?

Kogel: Nein. Das liegt aber daran, dass ich Großkonzerne grundsätzlich nicht mehr reizvoll finde. Irgendwann ist man in solchen Läden nur noch der Strukturhengst und hat gar keinen Kontakt mehr zum Basisgeschäft. Constantin war toll; groß, aber noch überschaubar. Trotzdem merke ich, dass ich Schwierigkeiten habe mit diesen ganzen Entscheidungsmechanismen. Das mag ja auch am Alter liegen. Ich kümmerge mich jetzt um meine eigenen, kleinen Medienfirmen.



Kogel, SPIEGEL-Redakteure*
„Wir haben eine irre Vielfalt“

SPIEGEL: So, wie Sie das sagen, hört sich das schon ein bisschen nach Altersteilzeit an.

Kogel: Dafür bin ich gar nicht der Typ. Wenn man einmal morgens Quoten angeschaut hat, wird man das nicht wieder los. Aber ich bin jetzt sechs Tage pro Woche fremdbestimmt und hätte gern fünf selbstbestimmt. Ich habe nun die richtige Frau gefunden und lebe auf dem Land. Demnächst lerne ich noch Gitarre. Das wollte ich immer schon mal. Ich bin also wirklich glücklich.

SPIEGEL: Herr Kogel, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Kabell Hilsen und Markus Brauck in München.